

Der Engel mit der Posaune

Roman eines Hauses

Bearbeitet von
Eva Menasse, Ernst Lothar

1. Auflage 2016. Buch. 544 S. Hardcover
ISBN 978 3 552 05768 5
Format (B x L): 15 x 22 cm
Gewicht: 758 g

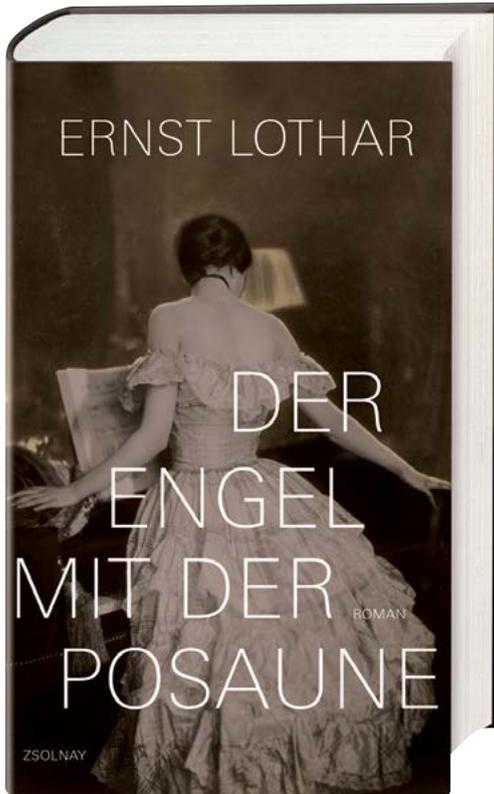
schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Ernst Lothar
Der Engel mit der Posaune



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2016





Ernst Lothar

DER ENGEL MIT DER POSAUNE

Roman eines Hauses

Mit einem Nachwort von
Eva Menasse

Paul Zsolnay Verlag

Zum Gedächtnis meiner Tochter Hansi

Der Roman erschien zuerst 1944 in New York
auf Englisch, 1946 erstmals auf Deutsch im Schoenhof Verlag,
Cambridge, MA, und 1963 im Paul Zsolnay Verlag.

Die Orthografie wurde leicht modernisiert.
Offensichtliche Satzfehler wurden korrigiert.

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-552-05768-5

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2016

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

»Wüssten die Österreicher besser,
was Österreich ist,
sie wären bessere Österreicher;
wüsste die Welt besser,
was Österreich ist,
die Welt wäre besser.«

FRANZ GRILLPARZER

Prolog

DIE GRUNDLAGEN

Wer bei der Kirche des Deutschen Ritterordens einbog, hatte nicht einmal zwei Minuten bis zu dem Eckhaus Seilerstätte und Annagasse zu gehen; es lag in der Mitte des ersten Bezirks, und der erste Bezirk war das Herz von Wien.

Fast hundert Jahre bis zum gegenwärtigen Augenblick, dem 9. Mai 1888, hatte das Haus außer dem Parterre und Mezzanin drei Stockwerke gehabt. Kein solides Wiener Bürgerhaus pflegte höher zu sein. Mit sieben Fenstern auf die schmale Annagasse, mit sechs auf die breitere Seilerstätte schauend, matt gelbgrau getüncht, die Fassade im unverfälschten Stil der Maria-Theresien-Epoche, erweckte es einen stattlichen, wohlhabenden Eindruck. Wäre das Papiergeschäft nicht gewesen, das im Erdgeschoss *gewöhnliche* Dinge feilhielt, dann hätte man Seilerstätte Nummer 10 (denn der Haupteingang befand sich auf der Seilerstätte) für das Stadtpalais eines Aristokraten halten können.

Dieser Eindruck wurde durch ein Steinwappen über dem Haupteingang verstärkt. Es bestand nicht aus Kronen, Fahnen und Turnierhandschuhen wie an prinzlichen und gräflichen Häusern in der Nachbarschaft, sondern aus einem nackten Engel von der Art, die man in Wien Blasengel nannte. Er blies eine Posaune, und diese Posaune war ein merkwürdiges Instrument. Mit einem dünnen langen Rohr, das der Steinmetz um so viel zu lang gemacht hatte wie den nackten Arm, der sie hielt, zu kurz, richtete sie sich speergleich empor, und der schmale Teller an ihrem Rand trug auch nicht viel dazu bei, sie als Trompete erkennen zu lassen; sie sah eher wie eine Waffe aus. Der Engel allerdings, an dem man einen Flügel, den rechten, und den dicksten Körper sah, der je auf rundgeballten Steinwolken geschwebt haben mochte, erwies sich als ein richtiger österreichischer Barockengel. Er blies aus beiden Backen.

Dass dieses Wappen beabsichtigte, dem Hause seinen bürgerlichen Charakter zu rauben, um es dem aristokratischen Ansehen anzugleichen, das einigen Gebäuden der Nachbarschaft entsprach, wäre eine lächerliche Behauptung. Es folgte nur dem Stil der Epoche, die es hübsch fand,

Fassaden üppig zu verzieren und den Vorübergehenden den Rang oder die Beschäftigung der Wohnenden sowohl durch Steinmetzarbeiten wie durch Bilder zu verraten. Die Schlange des Äskulap meldete den Arzt und Apotheker, die Waage den Rechtskundigen, das Rad den Wagenbauer, ein langbärtiger Gutenberg den Buchdrucker. Was den Posaunenengel betraf, schien es zweifelhafter. Nach der Länge und Strenge seiner Trompete hätte man ihn für einen Rufer zum Jüngsten Gericht halten können, obschon dergleichen dem Sinn der Wiener, die an das Eintreiben von Rechnungen ungerne erinnert wurden, nicht entsprach; nahm man ihn hingegen für ein Sinnbild der Musik, dann blieb nicht einzusehen, warum ein Klavierfabrikant die Trompete als Wappen gewählt haben sollte.

Das Haus war siebenundneunzig Jahre gestanden, als Franz Alt, einer der Enkel des Erbauers, an Heirat und ein viertes Stockwerk dachte. Ein kühner Gedanke. Denn die Bewohner von Nummer 10 waren gute Wiener, das heißt gegen Änderungen; und etwas Umstürzenderes, als ein viertes Stockwerk auf ein altes Haus aufzusetzen, konnte es kaum geben.

Wir werden daher gut daran tun, für einige Augenblicke die Topografie dieses alten Hauses und die Genealogie seiner Bewohner zu studieren, ungeachtet der ein wenig verwickelten Umstände unserer Bemühung.

Im Parterre, dessen größeren Teil die Papierhandlung einnahm, wohnte auf Tür Nummer 2 Fräulein Sophie Alt, die einzige überlebende Tochter des Erbauers. Man erreichte ihre drei Zimmer durch den Nebeneingang in der Annagasse. Trat man durch dieses niedere, quadratische Eichentor, dann schlug einem kalte Luft entgegen, die den gepflasterten Torweg an heißen Tagen erfrischte; er war so dunkel, dass sommers und winters von seiner hohen gewölbten Decke Gaslicht aus einer Ampel brannte. Eine Tür aus rotem und blauem Glas an seinem Ende öffnete sich in den Hof, während rechts drei Steinstufen in das Treppenhaus führten.

Es lässt sich nicht zählen, wie oft Sophie zu Leuten, die sie besuchen wollten, abschätzig gesagt hatte: »Zu mir kommt man eben durch den Lieferanteneingang.«

Das stimmte so wenig wie ihre Behauptung, ihr Rheuma habe sie sich von dem jähen Temperaturwechsel im Hausflur und der unleidlichen Feuchtigkeit ihrer ebenerdigen Zimmer zugezogen. Denn einen Liefereingang besaß das Haus überhaupt nicht und Sophies Rheuma gab es bereits, als sie noch Fräulein des Damenstiftes in Brünn gewesen war; vielmehr hatte gerade das Rheuma sie veranlasst, Brünn zu verlassen und in das Wiener Haus ihrer Eltern zu übersiedeln, die ihr, aus Achtung vor einer Stiftsdame, die Wahl der Zimmer freistellten. Sie hatte sich die Parterrewohnung ausgesucht, erstens, weil sie Stiegen nicht steigen mochte, und zweitens, weil der Nussbaum im Hof seine angenehm riechenden Blätter in ihre Schlafzimmerfenster streckte. Davon und von vielem andern wusste freilich nur sie, die Überlebende der alten Zeiten, allein. Denn was die geborene Kubelka aus Böhmisches-Leipa betraf, die auch noch am Leben war – lieber Himmel! Sie wohnte direkt über Sophie im Mezzanin, so dass man ihr ewiges Hüstel hören konnte; wenn anständige Menschen schliefen, lief sie, weiß Gott, weshalb, herum und trampelte einem auf den Kopf. Doch selbst wenn die geborene Kubelka (so nannte Sophie die Witwe ihres älteren Bruders Karl Ludwig) von der Familienvergangenheit mehr gewusst hätte, sie wäre die Letzte gewesen, um Sophie widersprechen oder gar sie eines Besseren belehren zu dürfen, strohdumm, wie sie der Schwägerin seit je erschien. Fragte man sie aber nach der Anna, Karl Ludwigs und der Tschechin Tochter, dann antwortete die Stiftsdame unweigerlich: »Die? Die Dummheit hat s' von ihrer Mutter. Sonst hätt s' keinen Rennstallbesitzer g'nommen!« Denn das hatte die Anna allerdings getan, mit kaum einundzwanzig sich stürmisch in den Grafen Hegéssy verliebt, der ein Gestüt in dem ungarischen Städtchen Györ besaß, den Königspreis in Budapest mit der Stute Ilonka gewonnen und, gleich darauf, seiner Anna den Laufpass gegeben hatte; oben im Mezzanin lebte sie jetzt, weder geschieden noch verheiratet, verlassen einfach, weil sie in die Scheidung nicht einwilligte und, mit bald fünfzig Jahren, auf das Wunder einer Reue wartete, die dumme Gans. Wenn die heilige Kirche an Wunder glaubte – gut, das war etwas anderes, fand Sophie. Denn die Wunder der Kirche geschahen an würdigen Personen, nicht an ungarischen Rennstallbesitzern.

Die beiden also, die geborene Kubelka und ihre Tochter Anna, bewohnten das Mezzanin, Tür 3. Auf Nummer 4 und 5 im Mezzanin jedoch hauste die Familie Drauffer (Vater, Mutter, Zwillinge, zwei Dienstboten und ein Hund), von deren Eigenart wir erfahren werden.

Das erste Stockwerk war geräumiger; es zerfiel in zwei gleich große, je sechszimmerige Wohnungen. Tür Nummer 7, Aussicht auf die Seilerstätte, führte zu Sophies ältestem Neffen, den sie jedem andern Bewohner des Hauses vorzog. Denn Otto Eberhard besaß, soweit das alte Fräulein in Frage kam, überhaupt nur gute Eigenschaften: musterhaft wie sein seliger Onkel Karl Ludwig; hübsch wie sein Onkel Hugo (der, es kann nicht verschwiegen werden, ein Tunichtgut gewesen und an einer Krankheit gestorben war, die man in guter Gesellschaft nicht nannte); gebildet wie sein seliger Vater Emil und gescheit wie sie selbst, denn Sophie hielt sich für die klügste Person ihrer Bekanntschaft. Seine Karriere erschien nicht minder eindrucksvoll: Trotz seinen neunundvierzig Jahren amtierte er bereits als Erster Staatsanwalt, und was seine Frau betraf – ein Schatz. Man konnte keine bessere Hausfrau als die frühere Baroness Überacker finden, deren Familie Tiroler Beamtenadel entstammte, nicht begütert, doch beste, konservative, streng katholische Erziehung und, was Sophie besonders schätzte, ein reizendes Gesangstalent. Wie hübsch sang die hübsche Frau Marienlieder! Schade, dass nur ein einziger Sohn aus dieser idealen Ehe stammte, Peter, zurzeit acht Jahre, etwas zu dick vielleicht, jedoch auch er ein Prachtexemplar; verglich man ihn mit seinen Vettern im Mezzanin, diesen ewig schmutzigen, johlenden, manierlosen Zwillingen, genauso manierlos wie ihr Vater, der selten nüchterne und immer unverschämte Maler Drauffer, dann fiel einem die Wahl gewiss nicht schwer. Auch hatten die schrecklichen Buben einen nicht minder wilden Hund, den Dobermann Rex, Sophies persönlichen Feind, der sie anbellte, wo er ihrer ansichtig wurde, wogegen der stille kleine Knabe im ersten Stock, wie es Kindern aus feinem Hause zustand, mit einem makellos schneeweißen Wollpudel auf Rädern spielte.

Wohnung Nummer 8 im ersten Stock, auf die Annagasse schauend, wurde gleichfalls nicht von Günstlingen Sophies bewohnt. Hier lebte Otto Eberhards jüngere Schwester Gretel (seine noch jüngere Schwester

Pauline kennen wir schon als jene Frau Drauffer im Mezzanin). Gretels Wahl, der Dragoneroberst Paskiewicz, ein blendend aussehender Mann, hatte sie nicht nur oft betrogen und gedemütigt, sondern ihre Mitgift, ja später die Erbschaft nach ihrem Vater bis zum letzten Kreuzer durchgebracht. Da er Pole war, hatte Sophie es leicht, in ihr eingewurzelt Nationalitätenvorurteil (dem sie gegen die Böhmin Kubelka und den ungarischen Grafen Hegéssy so bereitwilligen Lauf ließ) auch die Polen einzubeziehen.

Augenblicklich lag der Oberst an einem der Anfälle zu Bett, die Hausarzt Dr. Herz – zur Beruhigung der Familie – als Asthma ausgab, obwohl es sich um Herzbräune handelte. Übrigens blieb er nicht der einzige Patient in seiner Wohnung, denn im Kinderzimmer quälte sich die zwölfjährige Christine, die ihres Vaters schönes Profil und seine angegriffene Gesundheit geerbt hatte, mit Katarrhen. Hier gab es keine Tiere und bloß eine Bedienerin, die morgens kam und abends ging, denn die Familie Paskiewicz musste sparen.

Der zweite Stock (Wohnungstüren 9 und 10), wo seinerzeit der Erbauer des Hauses Christoph Alt gelebt hatte, stand, seinem wunderlichen Testament zufolge, nach seinem und seiner Witwe Tod unbewohnt; vielmehr, es wurden aus den zwölf vorhandenen Räumen durch Niederlegen von Mauern sieben gemacht; der Gelbe Salon, das Große und das Kleine Herrenzimmer, der Große und der Kleine Speisesaal, der Wintergarten und das Musikzimmer. Sie dienten allen Familienangehörigen gemeinsam und wurden bei festlichen Anlässen benutzt, viel seltener freilich, als es der Familiensinn des alten Christoph beabsichtigt haben mochte. Die Ursache war einfach. Die unbewohnten Riesenzimmer blieben im Winter eisig kalt und hätten nur mit einer kostspieligen neuen Heizanlage erwärmt werden können, zu der sich niemand entschloss.

Franz lebte im dritten Stock, Tür 11, Hauptfront, um dreizehn Jahre jünger als sein Bruder, der Staatsanwalt. Der Gegensatz zwischen diesen beiden, den Sophie zu des Jüngeren Nachteil oft hervorhob, sprang in die Augen: Otto Eberhard groß, geschmeidig, sehr gepflegt; sein Kaiserbart zeigte keinen einzigen grauen Faden; mit neunundvierzig glich er einem Vierziger. Franz dagegen sah an seinem sechsunddreißigsten

Geburtstag, den er erst kürzlich gefeiert hatte, wie fünfzig aus, plumper als sein Bruder, beinahe so groß. »Wie ein Bauer«, meinte Sophie abschätzig, denn auch auf seine Kleidung verwendete der Jüngere unvergleichlich weniger Sorgfalt; dass seine bequemen Hosen niemals Bügelfalten gehabt hatten, schien unwahrscheinlich. Er hatte die Nachfolge seines Vaters und Großvaters in der Klavierfabrik angetreten, das Einzige, das Sophie an ihm gelten ließ: »Vom G'schäft versteht er was.«

Was ihr sonst von den Bewohnern des dritten Stocks zu Ohren kam (denn nicht nur Franz wohnte dort, sondern gegenüber hatte dieser Drauffer sein Maleratelier), erfüllte sie mit Verdruss. Dass zu einem Maler, der sich Professor schimpfen ließ, so viele Frauen kamen, gehörte angeblich zu seiner Professur, obschon niemand verstand, warum der Mensch seinen Beruf nicht endlich ernst nahm und Herren malte! Seine Eminenz der Kardinal-Fürsterzbischof zum Beispiel hatte sich, wie in der Zeitung zu lesen stand, vom Maler Angeli porträtieren lassen und unser verehrter Bürgermeister Uhl vom Maler A. F. Seligmann. Solche Malerei war ihres Namens wert, aber nicht das frivole Zeug, das der Mann zusammenschmierte und im Künstlerhaus öffentlich auszustellen wagte. Sophie hatte zwar nur eine einzige dieser Ausstellungen gesehen, davon aber für immer genug gehabt: gefallsüchtige leere Larven, nackte Arme, ja nackte Rücken – man musste sich für die Gemalten und den Maler schämen.

Sei dem wie immer, dieser Drauffer hatte wenigstens die Ausrede seines Berufes. Über welche Ausrede aber verfügte Franz, wenn Damen, und immer andere, noch dazu bei Nacht, zu ihm in den dritten Stock hinaufstiegen? Dass das geschah, wusste Sophie, denn die Besucherinnen zogen den Seiteneingang in der Annagasse dem Haupteingang in der Seilerstätte vor, und einen Personenaufzug gab es auf Nummer 10 damals noch nicht: Folglich musste man an ihrer Tür vorbei. Zornig lauschte sie den leisen, huschenden Schritten, die vernehmlich nach Schuldbewusstsein klangen. So jung war der Franz ja wirklich nicht mehr, dass er sich, wie man in Wien zu sagen pflegte, immer noch hätte »austoben« müssen! In seinen Jahren hatten andere Männer längst eine honette Familie gegründet und auf den törichten Ruf verzichtet, Lebe-

männer zu sein. Noch dazu jemand wie der Franz, der so gar nicht danach aussah!, dachte Sophie.

Der missbilligte Neffe, zu dessen Vorzügen eine uneitle Offenheit sich selbst gegenüber gehörte (auch das unterschied ihn von seinem Bruder), wusste sehr wohl, was das Haus von ihm hielt. Doch bekümmerte ihn das nie; auch jetzt hätte er unbedenklich getan, was ihm beliebte, wäre es nicht eine Sache des Hauses gewesen und hätte er nicht so leidenschaftlich gewünscht, Henriette den Eintritt dort möglichst zu erleichtern. Er respektierte wenig im Leben, und Sophie, die er komisch und ein kleines bisschen rührend fand, schon gar nicht. Trotzdem anerkannte er, dass er sich ihrer Zustimmung versichern musste, wenn sein Bruder Otto Eberhard, den er mochte, und seine Schwägerin Elsa, die er nicht ausstehen konnte, neutral bleiben sollten. Die anderen blieben ihm egal. Er wusste natürlich auch, wie gern Sophie ihn unter die Haube bringen wollte, was ihr, kalkulierte er, seine Absichten empfehlen würde.

»Küss d' Hand«, begrüßte ihn die alte Poldi, als er an jenem 9. Mai im Parterre läutete. »Bitt', sich einen Moment zu gedulden, gnä' Fräul'n frisier'n sich grad'.«

Franz wartete im Vorzimmer. Wie immer stockdunkel. Wie immer roch es nach eingekampferten Kleidern. Hinter der Tür, durch die Poldi verschwunden war, hörte man wie immer die gereizten Laute des Papageis Cora.

»Gnä' Fräul'n lass'n bitt'n«, meldete die alte Person, und Franz trat ein.

»Stör' ich?«, fragte er.

»Das siehst du ja, dass du störst«, antwortete das alte Fräulein. Sie hatte ihr Bett eilig mit der dunkelblauen Samtdecke verhüllt, die tagsüber das Linnen den Blicken entzog. Nicht, dass sie jetzt erst aufgestanden wäre! Sie erhob sich täglich Punkt sieben. Folglich hatte sie auch heute schon auf dem Betschemel vor ihrem kleinen Hausaltar die Andacht verrichtet. »Steh nicht herum. Setz dich«, forderte sie den Besucher auf.

»Das ist aber schön! Das ist aber schön! Danke!«, schnarrte der Papagei aus dem Speisezimmer, einmal, zweimal, wieder.

»Schweig, Cora!«, befahl das alte Fräulein. Sie fragte: »Willst einen Kaffee, Franz? Oder einen Weichselschnaps?« Sie saß in einem Frisiermantel vor einem langen, lächerlich schmalen, mit Nadelkissen, Glas und Porzellan überladenen Spiegeltisch. Neben ihr, auf einem kleineren Tischchen, befanden sich Haarbürsten, die heutige Zeitung, ihr Réticule und eine Dose mit grünen Pfefferminzpastillen, von denen sie (wie von anderen Süßigkeiten) gern genoss. Es war kalt im Zimmer, eines der beiden von blauen Samtvorhängen eingerahmten Fenster stand halb offen und ließ die sonnenlose Aprilluft ein. Der Nussbaum im Hof hatte noch nicht zu blühen angefangen.

Franz bat um Weichselschnaps und erhielt ihn von Poldi. Dort, wo er saß, sah er im Spiegel Sophies Gesicht, die ihm den Rücken zuwandte und mit zwei langstieligen Hornbürsten ihr Haar bearbeitete, herrliches, weiches Haar, von vollkommener Silberweiße, das Schönste an ihr. Wange und Mund schienen fast nicht mehr vorhanden, so dünn und fleischlos hatte das Alter sie gemacht. »Was gibt's?«, fragte sie, ohne das Lächeln und die Verwöhnung, die sie für ihren älteren Neffen Otto Eberhard bereithielt.

Franz pflegte keine Umstände zu machen. Diplomatie (leider auch Phantasie) blieben ihm ein versiegeltes Buch; bei ihm musste alles in geraden Linien verlaufen, das andere nannte er »Faxen«. Trotzdem zögerte er. »Heizt du nicht mehr?«, fragte er fröstelnd.

»Kommst du so früh, weil du das wissen willst?«, fragte sie ihrerseits in dem lauten Ton Schwerhöriger und schüttelte den Kopf. »Nach Ostern heizt man nicht mehr. Weißt du, was Kohle kostet? Einen Gulden elf Kreuzer! Heizt du oben noch?«

»Nein. Das heißt ... ja«, sagte er mit zunehmender Verwirrung. Dumm, gab er sich zu, ich hab' ein bisschen Furcht. Er schaute auf das Spiegelbild des zusammengeschrumpften Gesichtes.

»Natürlich! Die Damen bei dir oben müssen's ja warm haben, was? Trink Weichselschnaps, wenn dir kalt ist.«

Seine Unruhe wich so plötzlich, wie sie gekommen war. »Deswegen bin ich da. Wegen der Damen.«

Man wusste nie recht, wann das alte Fräulein hörte und wann nicht. Mitunter wollte sie nicht hören. »Was?«, fragte sie.

»Ich sag', ich komm' wegen der Damen«, wiederholte er.

»Ich hab' den Unsinn gehört«, erklärte sie. »Ich find' ihn nur nicht komisch. In deinen Jahren –«

»Soll man heiraten. Das will ich.«

»Was?«, fragte sie wieder. Sie vergaß, das Pfefferminzplätzchen in den Mund zu stecken, das sie in der Hand hielt.

»Ja«, sagte Franz. »Du hast mir so lang zugeredet, und jetzt bin ich so weit. Ich hab' mich verlobt.« Na also, dachte er, jetzt hab' ich's gesagt, und noch dazu war's kolossal einfach. Er glaubte, die Freude zu bemerken, die es der alten Dame bereitere.

Sophie hatte die Bürsten hingelegt, wendete sich schnell auf ihrem Taburett, sah ihm ins Gesicht und sagte: »Das ist aber eine Überraschung! Wann hast dich denn verlobt?«

»Oh ... unlängst.« Es hat keinen Sinn, ihr zu sagen, dass es schon zwei Monate her ist, dachte er.

»So was! Kenn' ich sie?«

»Natürlich. Es ist die Henriett'.«

Wenn es Freude gewesen sein mochte, was ihre Züge vorhin erhellt hatte, so bestand kein Zweifel daran, was sie jetzt verdüsterte; es war nicht zu übersehen, und Franz sah es. Sein Zorn regte sich, der leicht Jähzorn wurde. »Ist dir etwas nicht recht?«, kam er ihr zuvor.

Das alte Fräulein saß steif. »Du meinst die Henriett' Stein?«, fragte sie, ungewöhnlich leise diesmal.

»Ich kenn nur eine Henriett'.«

»Die Tochter des –« Die Fragerin vollendete nicht. Sie schaute den Neffen überhaupt nicht mehr an, sondern an ihrem weißen weiten Frisiermantel hinab, der für den kühlen Morgen zu dünn war.

»Die Tochter des Universitätsprofessors Stein«, vollendete Franz. Die Gutmütigkeit, die sein Ausdruck haben konnte, verschwand völlig. »Eines unserer größten Juristen. Wenn du das vielleicht nicht wissen solltest«, fügte er hinzu.

»Ich weiß es ganz gut«, sagte sie.

»Er ist einer der feinsten Menschen, die ich kenn'.«

»Das ist aber schön! Das ist aber schön! Danke!«, schnarrte der Papagei in die Stille, die eintrat.

»Was sagt denn dein Bruder dazu?«, wollte das alte Fräulein wissen; abermals blieben ihre Worte leise.

»Der weiß noch nichts.«

»Der weiß noch nichts? Weshalb?«

»Weil ich's zuerst dir hab' sagen wollen.« Franz war kein geschickter Lügner.

»Der weiß noch nichts«, wiederholte Sophie eigensinnig.

»Der Professor Stein ist jüdisch? Nicht?«

»Getauft. Warum?«

»Und wer war die Mutter?«, folgte statt der Antwort eine Frage.

»Eine geborene Aufreiter. Katholischer als du.«

»Aufreiter«, sagte Sophie und nickte geringschätzig. »Vom Theater? Nicht?«

»Vom Kärntnertortheater«, antwortete der Neffe, sich mit Mühe beherrschend. »Eine sehr gute Sängerin. Sie ist gestorben, wie die Henriett' sieben Jahr' alt war. Du wirst sie nicht gekannt haben. Damals warst du ja noch in Brünn.«

Jetzt sah das alte Fräulein ihn an. »O ja. Ich hab' sie gekannt. Das heißt, von ihr g'hört hab' ich. Damals hat man ziemlich viel von ihr g'hört.«

»Das ist bei Sängerinnen schon so.«

»Man hat auch anderes von ihr g'hört«, beharrte die Stiftsdame.

»Zum Beispiel?«

»Dass sie ihrem Mann davong'laufen ist.«

»Warst du dabei, Tante Sophie?«

»Nein. Aber es war stadtbekannt.«

»Ihre Tochter spricht mit Bewunderung von ihr. Das sollte genügen. Mir jedenfalls genügt's!«, brauste Franz auf.

So durfte man dem alten Fräulein nicht kommen! Sie ergriff einen Kamm, zog einen Mittelscheitel durch ihr schönes Haar und sagte endgültig: »Mir nicht. Jüdische Abstammung vom Vater her. Und die Mutter? Ich möcht' mir das Wort ersparen. Wart! Du sagst, ich bin die Erste, die von deiner Verlobung erfährt? Dann möcht' ich auch die Erste sein, die dich warnt. Du bist kein junger Mensch mehr, der sich wie ein Schulbub benimmt. Du gehst auf vierzig.« Pause. »Und die Kinder, die du ein-

mal hast, sollen die Firma übernehmen, die dein Großvater und dein Vater weltbekannt gemacht haben.« Pause. »Vergiss das nicht!«

Ruhig bleiben, redete Franz sich zu, die Hände nervös öffnend und schließend. Was sie von der Henriett' denkt, ist mir egal. Aber leider Gottes gehört ihr die Hälfte des Hauses. »Hast du so schlechte Erfahrungen mit Jüdinnen gemacht?«, fragte er. »Die Mama hat jüdisches Blut gehabt. Hast du das vergessen?«

Obwohl er nicht laut sprach, verstand sie jedes Wort. Nein, sie hatte es nicht vergessen, das eben war es ja! Wer hatte Gretels Ehe mit diesem Lumpen Paskiewicz begünstigt?

Die Julie! Und weshalb? Weil er ein hübscher Kerl war. Und wer hatte den seligen Emil so lange bearbeitet, bis er die Zustimmung zur Heirat der Paulin' mit diesem unleidlichen Maler Drauffer gegeben hatte? Die Julie! Aus demselben Grund. Wenn die Mädeln, die Gretel und die Paulin', den Männern nachliefen wie verrückt, dann wegen des Blutes ihrer Mutter, der ehemaligen Julie von Bergheimstein. Der Franz hatte eben auch zu viel von diesem Blut – ein wahres Glück, dass der Otto Eberhard nach seinem Vater geriet! »Ich denk' daran«, antwortete das alte Fräulein. »Es fällt mir g'wiss nicht ein, das Andenken deiner seligen Mutter herabzusetzen. Sie war in ihrer Art deinem Vater eine gute Frau.«

»In jeder Art!«

»Kann sein. Sie hat nur sehr merkwürdige Ideen über Erziehung g'habt. Ich kann nicht sagen, dass die Resultate ihr recht gegeben haben. Schau dir deine Schwestern an.«

»Meinen Schwestern geht es glänzend.«

»Ansichtssache.«

»Meine Ansicht, Tante.«

»Sag mir einmal, Franz. In ganz Wien gibt's für den Inhaber der Firma Alt keine andere Frau als die Henriett' Stein? Hast du deswegen so lang mit dem Heiraten gewartet?«

Franz antwortete mit einer Überzeugung, die aus seinem eher derben Gesicht den Unmut vertrieb und es fröhlich machte: »Wenn ich *etwas* weiß, dann das! Ich hab' auf die Henriett' gewartet, ja? Eine andre will ich nicht, nein!«

Die alte Dame hatte ihre Frisur beendet und legte die Bürsten und Kämmе nebeneinander. »Bitte. Dann gratulier' ich dir recht schön«, sagte sie nach einem Schweigen. Und wieder nach einer Weile: »Wann wirst du sie mir bringen?«

»Wann willst du, Tante Sophie?«

»Du weißt ja, ich bin immer zu Haus.«

»Wir kommen sehr bald«, versprach der Neffe.

»Wird mich recht freuen«, war die Antwort.

»Danke«, sagte er, ein bisschen bewegt. Zum Fenster hinaus bemerkte er: »Dann ist da noch eine Kleinigkeit. Ich möcht' gern einen vierten Stock auf unser Haus aufsetzen. Die Pläne dafür sind schon gemacht. Es geht ganz einfach, wenn ihr alle am Land seids. Du hast doch nichts dagegen?«

»Was?«, fragte sie.

Er wiederholte, was er gesagt hatte.

»Wozu brauchst du einen vierten Stock?«

»Weil wir dort wohnen möchten.«

»Ihr habts doch Platz im dritten? Zwei Leut'?«

»Im dritten geht's nicht.«

Jetzt wurde ihre Stimme lauter. »So? Und warum nicht?«

»Du weißt doch! Weil die Zimmer zu klein oder zu enorm sind! Weil man sie nicht heizen kann! Weil die Annagassen-Seite den ganzen Winter stockfinster ist!«

»Sei so gut, gib mir meinen Stock.«

Er reichte ihn ihr, einen Stock mit einer Elfenbeinkrücke.

Dass er ihr aufhelfen wollte, lehnte sie ab, hielt sich am Ende des schmalen Spiegeltisches fest und erhob sich. Erst als sie stand, konnte man sehen, wie groß sie war. Sie ging in dem leichten Frisiermantel ein paar Schritte am Bett entlang, am Betschemel vorbei, zum halboffenen Fenster und wieder zurück. Die Schritte waren nicht zu hören, sie trugen wenig Gewicht. Nur der Stock, den sie fest aufsetzte, machte ein Geräusch. »Das Fräulein Stein muss eine verwöhnte Dame sein«, sagte sie und wiederholte: »Eine sehr verwöhnte Dame!«

Franz musste lachen. »Ich möcht' sie jedenfalls furchtbar gern verwöhnen«, gab er zu.

Da blieb das alte Fräulein stehen. »Dein Bruder Otto Eberhard hat mich an die Idee gewöhnt, dass ich Vater- und Mutter-Stell' an euch vertret'. Du nie! Aber jemand soll's dir wenigstens g'sagt haben, Franz! Du rennst mit offenen Augen in dein Unglück!« Ihre Worte waren streng, trotzdem redeten Furcht und eine Spur unterdrückter Zärtlichkeit daraus.

»Lieb von dir, dass du dir Sorgen um mich machst«, antwortete er. »Aber total überflüssig. Glaub mir, es wird in ganz Wien keine zwei Leute geben, die glücklicher sein werden als die Henriett' und ich!«

»Hoffentlich«, sagte das alte Fräulein. »Du brauchst ja meine Zustimmung nicht sofort, ich mein', die zum Bauen, um die andere kümmerst du dich sowieso nicht.«

»Ich hätt' sie aber gern jetzt!«, drängte er. »Ich muss beim Stadtbauamt um die Bewilligung ansuchen. Das dauert riesig lang, bis die den Lokalauschein aufgenommen und die ganzen andern Faxen gemacht haben.«

»Es hängt ja nicht allein von mir ab! Deine drei Geschwister haben auch mitzureden. Jeder von ihnen ist Miteigentümer an eurer Hälfte.«

»Natürlich. Aber wenn *du* ja gesagt hast, hat die Majorität ja gesagt!«, antwortete er, seine Karten aufdeckend, mit jenem Mangel an Diplomatie, der sich von Beschränktheit manchmal nicht zu weit entfernte.

»Ich möcht' doch zuerst mit dem Otto Eberhard über die Sache reden«, entschied das alte Fräulein.

Da verlor Franz seine sehr lange auf die Probe gestellte Geduld. »Du kannst mit ihm so viel reden, wie du willst! Meinetwegen könnt's ihr beschließen, was euch passt – das wird mir nicht so viel ausmachen!« Er schnippte mit dem Daumen. »Wie du vorhin sehr richtig bemerkt hast, bin ich in ein paar Jahren vierzig. Es ist einfach lächerlich, dass ein sechs- unddreißigjähriger Mann um Erlaubnis fragen soll, was er tun darf und was nicht! Der vierte Stock wird gebaut, darauf könnt's ihr euch verlassen! Leb wohl!«

Er ging durch das Speise- und das Wohnzimmer, wo der Papagei mit gesträubten Federn auf seiner Messingstange saß.

»Danke!«, rief ihm der Vogel nach.

Das hörte er. Davon, dass das alte Fräulein gesagt hatte: »Da ist gar nichts Lächerliches dabei, dass jemand mit den paar Menschen, die er hat, die entscheidenden Sachen bespricht«, hörte er nur den Anfang. Und als sie, ihre Stimme erhebend, ihm nachrief: »Auch erwachsene Menschen machen katastrophale Fehler!«, stieg er bereits die drei Stein-
stufen zu dem kalten Torweg hinab.

Es gab Schwierigkeiten zu überwinden, bevor der vierte Stock gebaut wurde; merkwürdig daran blieb nur, dass sie nicht so sehr aus dem Haus als von außen kamen.

Mit seinem scharfen Sinn für Tatsachen und Nützlichkeiten sah Otto Eberhard sofort, dass er die Heirat des jüngeren Bruders eher fördern als sich dagegenstellen sollte. Die Gründe Tante Sophies würdigte er zwar; als einem der treuesten Anhänger der Christlichsozialen Partei konnte man ihm schwerlich nachsagen, dass ihn seines Bruders Wahl entzückte. Andererseits war der Vater der Braut, Professor Stein, ein Mann von Bedeutung, dem ein Sitz im Herrenhaus früher oder später nicht fehlen konnte; sein Einfluss auf den Justizminister galt als beträchtlich, und der Erste Staatsanwalt unterstand dem Justizminister. Alles wohlwogen, blieben daher Otto Eberhards Widerstände nicht nennenswert, und nachdem sich Franz verpflichtet hatte, die Eigentumsverhältnisse auf Nummer 10 durch den Zubau nicht anzutasten und alle Kosten selbst zu tragen, sagte die Familie ja und amen.

Das Stadtbauamt dagegen, dessen Vorstand wenige Wochen vorher wegen eines Hauseinsturzes in der Öffentlichkeit heftig angegriffen wurde, legte eine Pedanterie an den Tag, die den ungeduldigen Franz zur Verzweiflung trieb. Eine Kommission prüfte die Festigkeit der Grundmauern; eine zweite hatte sich über die Wasserversorgung des Hauses zu äußern; eine dritte untersuchte den Einfluss eines neuen Stockwerkes auf die Nachbarbauten: Jede der drei arbeitete ein Gutachten aus, die einander widersprachen. Neue Feststellungen. Neue Gutachten. Als endlich alles so weit war, dass die Techniker sich befriedigt erklärten, meldeten sich die Juristen des Stadtbauamtes. Sie fanden die Rechtsverhältnisse nicht eindeutig und verlangten eine von allen Miteigentümern gefertigte notarielle Urkunde, die nicht nur die Zustimmung zum Zubau, son-

dern das Eigentumsrecht daran außer Zweifel stellte. Folglich bestand der k. k. Notar seinerseits darauf, alle bezüglichen Akten im Original oder in beglaubigter Abschrift vor Augen zu haben.

Dies versetzte Franz, dem Akten und Ämter ein Gräuel waren, in die Notwendigkeit, sich im Justizpalast einen ganzen Tag häuslich niederzulassen, um im dortigen Grundbuch die auf Nummer 10 bezüglichen Eintragungen und Schriftstücke zu studieren. Es gab deren reichlich. Denn die bis vor wenigen Jahren in Kraft gestandene Bauordnung der Kaiserin Maria Theresia hatte von den Wienern, die ein Haus bauen oder es durch Kauf oder Erbschaft besitzen wollten, den »Beweis der Würdigkeit« verlangt; das heißt, sie mussten das Wesentliche, das sie betraf, dem sogenannten Gebäudetribunal berichten, einer Art Hauspolizei, die sich in vieles mischte und allerhand zu wissen verlangte, was sie nichts anging.

Erst fluchend, dann resigniert, zuletzt unterhalten, erfuhr Franz aus den »Würdigkeitsdokumenten« die Vorgeschichte des Hauses, worin er geboren war und das ihm nicht mehr genügte.

»Ich, der respektvoll unterzeichnete Christoph Alt«, hieß es in einem handschriftlichen Dokument, das die Urkundensammlung eröffnete und Wien, den 4. Febr 1790 datiert war, »bitte ein hochlöbliches Gebäudetribunal um Bewilligung für den Bau eines Hauses auf der Seilerstätte. Selbiges Haus soll auf den zurzeit unbebauten gräflich Harrachschen Gründen zwischen Numero 8 und Numero 12 stehen. Der Grundriss, stammend von Herrn Stadtbaumeister Wipplinger dem Jüngeren, liegt bei; desgleichen ein Kostenvoranschlag, der sich beläuft auf 9290 Silbergulden 24 Kreuzer. Das weiters beiliegende Kontoblatt der Wiener Ersten Bürgerlichen Sparkasse zeigt, dass ich im Besitze bin eines Vermögens von 74 366 Gulden 19 Kreuzer und daher fähig und imstande, die Bau- und anderen auflaufenden Kosten sowie Haus- und Grundsteuern ohne Anleihe aus Eigenem zu bestreiten.

Ich bin geboren den 11. März 1758 in Wien, römisch-katholisch, der zweite Sohn des Hoforganisten Johann Peter Alt, als welcher 34 Jahre seines geachteten Lebens die Orgel in der Burgkapelle Ihrer Majestät unserer gnädigsten Kaiserin zu Dero Allerhöchster Zufriedenheit spielte. Meiner Mutter Mädchenname war Fierlinger, von dem bekannten

Leinengeschäft auf der Tuchlauben. Beide Eltern sind tot. Mein älterer Bruder wirkt als Katechet am Löwenburgischen Konvikt.

Ich bin vermählt in glücklicher Ehe mit Margarethe Anna Ludovika, geb. Landl, aus Mürzsteg, Steiermark, Tochter des Forstmeisters der kaiserlichen Jagdverwaltung, Nichte des Pfarrers von Mariazell.

Nach der Volks- und Bürgerschule absolvierte ich die Gewerbeschule auf dem Hohen Markt. Da mein seliger Vater mich für das Gewerbe, das er mir bestimmt hatte, vorzüglich auszubilden wünschte, sendete er mich in meinem 16. Lebensjahre zu der weltberühmten Klavierfirma Pleyel in Paris, in deren Werkstätten ich drei Jahre in untergeordneter Beschäftigung verbrachte. Doch sammelte ich daselbst einen Vorrat von Fachkenntnissen, die mir wohl zustattenkamen und die ich später durch ähnliche Anstellungen in London und St. Petersburg vermehrte. Nach dem Tode meines Vaters nach Wien zurückgekehrt, wohin mich in der Fremde immer sehulich verlangt hatte, begründete ich mit meinem Erbteil im Jahre 1780 die Firma Christoph Alt, Klaviermacher, Wiedner Hauptstraße Numero 104.

Mit dem Segen des Himmels und einigem Fleiß glückte es mir, meinen Erzeugnissen einen Ruf zu sichern, der von solchen vortrefflichen Virtuosen wie den Herren Lambert, Gustav Schneider dem Älteren, dem fürsterzbischöflichen Organisten zu St. Stephan, Herrn Probst, und dem fürstlich Palffyschen Domorganisten, Herrn Haydn, des Öfteren schmeichelhaft anerkannt wurde. Möge es mir ein hochlöbliches Gebäudetribunal nicht als Unbescheidenheit auslegen, wenn ich aus einem Briefe des Kompositors und Pianovirtuosen, Herrn Wolfgang A. Mozart, das Folgende entnehme: ›Es ist mir jedes Mal, als wäre es kein Elfenbein und Holz, was ich auf Ihrem Instrumente greife, sondern ganz was anderes. Als verflüchtigte sich bei der Berührung die feste Materie und löste sich in etwas Schwebendes auf, solcherart das Geheimnis preisgebend, nach dem uns bei Tönen und Menschen so innig verlangt.‹ Kurz vor ihrem Hinscheiden hatte Ihre Majestät die Kaiserin die Gnade, die Widmung eines Altflügels zu gestatten, auf welchem ihr kunstsinniger Sohn und Nachfolger, Seine Majestät Kaiser Joseph, eigenhändig zu spielen nicht verschmähte.

Der Grund, aus dem ich um Baubewilligung einschreite, ist meinem

bescheidenen Ermessen nach zwingend. Er liegt darin, dass mit dem Anwachsen meiner Familie die beschränkten Räumlichkeiten auf der Wiedner Hauptstraße nicht länger ausreichen, um dem Fabriksbetriebe und der privaten Häuslichkeit zu genügen. Es ist aber ein dauerndes Familienheim, das ich mit dem Hausbau anstrebe, in der Hoffnung, die Gunst unseres Herrn und Heilands werde auf meinen und meiner Nachfolger Bemühungen auch weiter ruhen und den Zusammenhang und Zusammenhalt der Letzteren nur umso fester gestalten.

Einer ehest geneigten Erledigung mit dem größten Verlangen entgegengehend, zeichne ich mich einem hochlöblichen Gebäudetribunal als ergebenster

C. Alt, Klaviermacher«

Diese Eingabe trug den Amtsvermerk: »Bittsteller ist ein vermöglicher Mann von Reputation. Bewilligt. Wien, den 23. Juli 1790.«

Unter dem Datum Wien, den 12. September 1791, folgte der offizielle Bericht des Bau-Sachverständigen für den ersten Bezirk über die Vollendung des Gebäudes.

Vom selben Datum stammte eine anonyme Anzeige:

»Hohes Tribunal! Es muss jedes wackeren Mannes Sinn für Ordnung und Ziemlichkeit gröblich verletzen, wenn – in einer missverstandenen Auslegung der großherzigen Toleranztendenzen unseres verewigten Volkskaisers – Dinge geduldet werden wie die gestrige Einweihungsfeier des neu erbauten Hauses Seilerstätte Numero 10. Dem Hohen Tribunal mag bekannt sein, dass sich diesem Hause unmittelbar gegenüber, auf Numero 5, Annagasse, das Gebäude der Freimaurerloge ›Zukunft‹ befindet. Nicht bekannt aber dürfte es sein, dass sich hinter dieser Feier – und wohl auch hinter dem Hausbau selbst – nichts anderes als die geschickt maskierte Eröffnung einer freimaurerischen Filiale verbirgt. Unter den Eingeladenen, die sich in einem sechseckigen, gelbfarbenen Saale des zweiten Stockwerkes versammelten, gehörten mehr als zwei Drittel der Loge ›Zukunft‹ an; auch der Großmeister der Großloge Wien und die deputierten Großmeister dieser weder vor Kaiser noch Papst sich beugenden, frevlen Gesellschaft waren erschienen.

Den Vorwand bildete der Klaviervortrag des Logenmitgliedes Bruder

Mozart, der eine neue von ihm komponierte Oper zum ersten Male zu Gehör brachte. Sie betitelt sich »Die Zauberflöte« und soll, dem Vernehmen nach, binnen kurzem ihre Aufführung im Freihaus-Theater auf der Wieden erfahren. Wie der persönlich anwesende Schreiber dieser Zeilen aus der Inhaltsangabe entnehmen konnte, die der Librettist, Herr Schikaneder, zum Besten gab, handelt es sich um nichts anderes als um eine in Märchenform gekleidete Verherrlichung des Freimaurerkultes. Und obwohl die äußerst unmelodische Musik weniger als keinen Erfolg verspricht, bleibt dennoch die missliche Tatsache einer neuen Ausbreitung der freimaurerischen Werbetätigkeit bestehen.

Ob Herr Alt, der Besitzer des neu erbauten Hauses, selbst Freimaurer ist, wird zu ergründen sein. Es war jedenfalls ein betrübender Anblick, ihn mit einem Entzücken, das unmöglich echt sein konnte, den vergeblichen Bemühungen des Logenbruders Mozart lauschen zu sehen, welcher Letzterer seinerseits ein Bild des Jammers und der Unordnung bot. In nachlässiger Kleidung, das Gesicht von tiefer gelblicher Blässe, die Stirn von Schweiß bedeckt, schwankend in seinen Bewegungen, widrige falsche Töne greifend, die Arien seines Opus – vor allem den hoch geschriebenen Part einer sogenannten »Königin der Nacht«, der für seine übel beleumundete Schwägerin, die Sängerin Josefa Weber, bestimmt ist – mehr kreischend als singend, erweckte er den Eindruck eines Betrunknen. Er sowohl als der in wilder Begeisterung Beifall spendende Brüderkreis gefielen sich in einer Störung der Nachtruhe, die hoffentlich bereits von anderer Seite zur Anzeige gebracht wurde. Jedenfalls kann es nicht in der Absicht eines hohen Tribunals liegen, dass ein neu erbautes Haus bereits am ersten Tage seines Bestandes solch vielfältigen Anlass zu öffentlichem Ärgernis sollte gegeben haben und dass der neue Hausherr nach einer Pfeife tanzt, die gegenüber, auf Numero 5, Annagasse, gespielt wird.

Ein Freund der Ordnung«

Ein Amtsvermerk auf diesem Schriftstück: »Der Polizeioberdirektion in Wien zur Erhebung abgetreten.«

Ein Vermerk der Polizeioberdirektion: »Nach Bericht der Polizeidirektion für das Kärntner Viertel entbehrt die Anzeige in beiden Richtungen

der Begründung. Herr Hofkompositeur Mozart hat am betreffenden Abend weder durch Trunkenheit noch auf sonstige Weise Ärgernis erregt. Vielmehr leidet derselbe, wie seine Gattin Konstanze und sein Hausarzt übereinstimmend bestätigen, seit längerem an einer Schrumpfung der Nieren, einem chronischen Übel, das in den letzten Wochen akut geworden ist und am Abend des 12. September die vom Anzeiger berichteten Symptome hervorrief. Des Herrn Mozarts Zustand hat sich seither so verschlechtert, dass mit seinem Ableben stündlich gerechnet werden muss. Die anderen Gäste anlangend, befanden sich Mitglieder des hohen Klerus darunter, Seine Gnaden der Herr Weihbischof an der Spitze, weiters sieben Angehörige der Hof- und Zentralstellen, auch ein Feldmarschalllieutenant, zwei Generalmajore und ein Oberst. Auf eine freimaurerische Kundgebung wies keinerlei Anzeichen hin, und die Implikation, dass der Hauseigentümer, Herr Alt, in freimaurerischem Auftrag gehandelt hat oder gar selbst ein Freimaurer ist, wird durch keine der vorgenommenen Erhebungen bestätigt.« Mit dem Vermerk des Tribunals »*Ad acta*« endete das Papier.

In dreizehn Jahren wies die Urkundensammlung keinen Zuwachs auf, der dem Ungeduldigen beachtenswert erschien. Erst ein kurzes Dokument vom 3. Dezember 1804 enthielt eine Meldung, die ihn wunderte. Darin gaben die »überglücklichen Eltern« die Geburt einer gesunden Tochter bekannt, die in der Taufe den Namen Sophie erhalten hatte. Auf diese Art erfuhr Franz Tante Sophies Alter, das sie so sorgsam verschwieg: Sie war vierundachtzig.

Zwei Todesanzeigen folgten:

»Die tieftrauernd Unterzeichneten«, meldete die erste, »teilen einem löblichen Tribunal geziemend mit, dass unser geliebter Gatte, respektive Vater, Schwiegervater und Großvater, Herr Christoph Alt, Gründer und Inhaber der Firma C. Alt, Eigentümer des Hauses Seilerstätte No. 10, am 1. Mai 1839 nach einem gottgefälligen, arbeitsreichen Leben in seinem 81. Lebensjahre, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten, sanft im Herrn entschlafen ist. Margarethe Alt, geborene Landl, als Gattin und Universalerbin; Karl Ludwig Alt, Emil Alt, Hugo Alt, als Söhne; Sophie Alt als Tochter; Betty Alt, geb. Kubelka, Julie Alt, geb. von Bergheimstein, als Schwiegertöchter. Otto Eberhard, Anna, Gretel, Pauline, als Enkel.«

Am 9. Mai 1843 erlag, der zweiten Anzeige zufolge, der geliebte Sohn, respektive Bruder, Schwager und Onkel Hugo Alt einem mit größter Sanftmut und Geduld ertragenen Leiden. Es war, erinnerte sich Franz, das Leiden, das man in der Familie nie nannte.

Sodann hielt er ein Blatt in Händen, das die Nachricht seiner eigenen Geburt enthielt. »Einem hohen Tribunal melden wir die am 9. August 1852 stattgehabte Geburt eines gesunden Knaben, der auf den Namen Franz Xaver Sebastian getauft wurde. Mit Hochachtung Emil Alt, Inhaber der Firma C. Alt, Klaviermacher, und Gattin Julie.« Das Wort »überglücklich«, stellte Franz trocken fest, kam in dieser Meldung nicht vor.

Dagegen begann mit den Worten: »Pflichtschuldigt beschämt und von tiefstem väterlichen Unwillen erfüllt« eine Mitteilung, die er mit zunehmendem Vergnügen las: »Am gestrigen Sonntag, dem 5. April 1854, befand ich mich mit meiner Gattin, meinem fünfzehnjährigen Sohn Otto Eberhard, meiner dreizehnjährigen Tochter Gretel und meiner fünfjährigen Tochter Pauline unter den Wienern, die sich des unschätzbaren Vorzuges erfreuten, der Hochzeit unseres erhabenen Kaiserpaares in der Augustinerkirche anwohnen zu dürfen. Von dem Funktionär des fürsterzbischöflichen Ordinariates, der mir die Einlasskarten ausgestellt hatte, war ich belehrt worden, dass diese Trauungsfeier um halb fünf Uhr nachmittags beginnen würde. Wir waren allbereits um drei Uhr zur Stelle, um den Kindern Plätze zu verschaffen, von denen aus sie die denkwürdige Zeremonie recht aus der Nähe betrachten könnten. Diese Plätze fanden wir denn auch in einer Reihe des Mittelschiffes. Da es aber fast bis gegen halb sieben Uhr abends dauerte, bevor alles seinen gehörigen Anfang nahm, wurden die Kinder hungrig, was vielleicht zu einem gewissen Grade entschuldbar ist, da dieselben seit einem um zwölf Uhr genossenen Mittagessen nichts zu sich genommen hatten und der Schreiber dieses, erklärlicherweise, Anstand trug, eine so ehrfurchtgebietende Stätte wie eine Kathedrale durch Mitnahme und Verzehren von Esswaren zu profanieren. Der ehrerbietigst gefertigte Schreiber wie auch dessen Gattin trachteten, der Kinder Aufmerksamkeit einzig auf das bevorstehende festliche Ereignis zu lenken und denselben seine Wichtigkeit angemessen vorzustellen. Dies hatte anfangs auch den erstrebten Erfolg, und wäre die Verzögerung nicht gar so beträchtlich ge-

wesen, alles wäre gut abgelaufen und ein unseliges Ärgernis vermieden geblieben. Je länger aber das Warten dauerte, desto schwerer wurde es, den Kindern Geduld zu empfehlen. Andererseits, und auch dies mag nicht ganz unentschuldigbar sein, wollten weder der respektvoll Gefertigte noch dessen Gattin ihre mit Mühe errungenen Plätze räumen oder gar gänzlich auf das so verlangend Erwartete verzichten. Hätten wir es doch getan! Denn als das Allerhöchste Paar seinen Einzug hielt, glaubten wir, unsere Aufmerksamkeit von den Kindern ab- und sie recht aus Herzenslust dem großartigen Schauspiel zuwenden zu dürfen, das aller Augen blenden musste. Doch just in dem Augenblick, als Seine Eminenz Fürsterzbischof Rauscher den Namen und die Titel Seiner Majestät unseres allergnädigsten Kaisers Franz Joseph I. feierlich aufzählte, geschah das Missgeschick.

Ich will keinen Versuch der Entschuldigung von etwas schlechthin Unentschuldigbarem machen, sondern nur der Vermutung Raum geben, dass die Kinder in ihrer geschilderten Verfassung und Unwissenheit mögen geglaubt haben, die Aufzählung werde immer so weitergehen. Seine Eminenz hatte die Titel ›Kaiser von Österreich, Apostolischer König von Ungarn, König von Böhmen, König von Dalmatien, König von Kroatien, König von Slavonien, König von Jerusalem, Herzog von Lothringen, Herzog von Modena, Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla, Markgraf von Mähren, Graf von Habsburg und Kyburg‹ bereits genannt und war im Begriffe, in der Aufzählung fortzufahren, als der Ruf: ›Ich möcht' was zu essen!‹ in dem andächtig lauschenden Dom laut wurde.

Er kam, wie ich tief beschämt zugeben muss, aus dem Munde meiner fünfjährigen Tochter Pauline.

Wohl gab es eine Anzahl besonders Nachsichtiger, die es von der heiteren Seite nahmen, und ich glaube fast, Seine Eminenz gehörte dazu, da er nach einer Pause des betroffenen Erstaunens lächelnd fortfuhr. Auch ein Blick der vor dem Altar knienden Allerhöchsten Braut verhieß leutselige Vergebung. Doch in den Augen unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn stand deutlich das Missfallen über eine so sträfliche Störung der feierlichen Minute. Es versteht sich von selbst, dass wir unverzüglich aufbrachen, um uns so unbemerkt als möglich zu entfernen.

Indem ich dieses allzu Bedauernswerte einem hohen Tribunal pflichtschuldigst melde, spreche ich die untertänige Hoffnung aus, es möge Ihren Majestäten bekannt werden, wie bekümmert, niedergeschlagen und beschämt wir alle, die hauptschuldige Minderjährige eingeschlossen, über das Stattgehabte sind und wie angelegentlich wir Höchstderselben großmütige Verzeihung erflehen.

Ich zeichne mich in vollkommener Hochachtung Emil Alt, Klaviermacher, Seilerstätte 10.«

»Wird«, lautete ein Amtsvermerk des Tribunals, »der Kabinettskanzlei Seiner Majestät alleruntertänigst in Vorlage gebracht.«

Darunter, datiert Ischl, 12. Juli 1854, zwei Zeilen der Kabinettskanzlei: »Seine k. u. k. Apostolische Majestät haben Vorstehendes zur Kenntnis zu nehmen geruht.« Und des Tribunals abermaliges: »*Ad acta.*«

Meine Schwester Paulin'!, dachte Franz. Und so etwas erfährt man vierunddreißig Jahre später! Eigentlich ist also die Paulin' eine historische Persönlichkeit?

Mit denselben Unterschriften wie die Nachricht vom Tode des Erbauers (vermindert um die des inzwischen verstorbenen Hugo, vermehrt um die des inzwischen geborenen Franz) meldete eine Anzeige vom 31. Dezember 1854 das Hinscheiden der Margarethe Alt, geborenen Landl, alleinigen Eigentümerin des Hauses. Nach einer beiliegenden Testamentsabschrift hatte das Hauseigentum zu gleichen Teilen auf ihre Kinder Karl Ludwig, Emil und Sophie überzugehen; auf Folioseite 71 verzeichnete das Grundbuch diese Umschreibung.

Die Todesanzeige des Herrn Hofrates im k. k. Finanzministerium Karl Ludwig Alt war sechs Wochen später datiert. Auf Folioseite 71 erschien die Umschreibung seines Hausanteils auf seine Witwe Betty, geborene Kubelka.

Dieselbe Witwe meldete, 1859, »mit Stolz und Freude« die Vermählung ihrer einzigen Tochter Anna mit dem Grafen Elemer Hegéssy und die Übersiedlung des jungen Paares in die ungarische Stadt Győr.

Mit Stolz und Freude meldete auch Emil Alt im selben Jahr, dass sich sein Sohn Otto Eberhard mit der hochgeborenen Baronessa Elsa von Überacker vermählt hatte, und, 1863, die Heirat seiner Tochter Gretel mit Herrn Nikolaus Paskiewicz, k. u. k. Oberlieutenant.

Dem k. u. k. Rittmeister im Dragonerregiment Kaiser Ferdinand Nummer 4, Nikolaus Paskiewicz, galt die nächste Urkunde. Es war die gedruckte Verlustliste des Kriegsministeriums, »enthaltend die Toten der österreichischen Armee« in dem verlorenen Feldzug gegen Preußen, und sein Name war darin mit roter Tinte unterstrichen.

Das gedruckte Blatt verblieb in der Sammlung, obwohl es, am 19. Juli 1866, von einer Berichtigung Lügen gestraft wurde. Sie hieß: »Beglückt bringe ich zur Kenntnis, dass mein geliebter Mann nicht, wie ursprünglich angenommen, seinen in der Schlacht bei Königgrätz empfangenen Wunden erlegen ist, sondern sich im Offiziersspital zu Olmütz auf dem Wege der Besserung befindet. Gretel Paskiewicz, geborene Alt.«

Von Nikolaus Paskiewicz, k. u. k. Major, stammte, am 13. März 1878, die Geburtsanzeige eines gesunden Mädchens, das in der heiligen Taufe die Namen Christine Anna Maria erhalten hatte.

Hier endete die Urkundensammlung. Denn Kaiser Franz Joseph hatte die Maria Theresianische Bauordnung – und damit die vielfach angefeindete Kompetenz des Gebäudetrichinals – im Jahre 1879 aufgehoben.

Nur die seither erfolgten Umschreibungen des Eigentums waren noch, auf Folioseite 72, ersichtlich gemacht:

»Gestorben, den 13. März 1873, Emil Alt; Eigentum seiner Haushälfte, laut Testament, überschrieben auf dessen Witwe, Julie Alt.«

»Gestorben, den 17. August 1881, Julie Alt, Eigentum ihrer Haushälfte, laut Testament, überschrieben zu vier gleichen Teilen auf deren Kinder Otto Eberhard Alt, Margarethe Paskiewicz, Pauline Drauffer, Franz Alt.«

Die Eigentumsverhältnisse, fand Franz, waren völlig klar, und nur »bezahlte Schwierigkeitenmacher« (seine Bezeichnung für Beamte) konnten die juristische Seite der Sache zweifelhaft finden. Dagegen wurde ihm aus den dünnen Dokumenten manches über die persönlichen Umstände bewusst, das ihm vorher nie zu denken gegeben hatte: eine langlebige Familie, die Alts. Hatten spät geheiratet, die meisten. Waren nicht alle so gutbürgerlich lammfromm und harmlos gewesen, der Onkel Hugo zum Beispiel, seine Schwester Paulin', der Schwager Paskiewicz. Hatten Glück gehabt, viel sogar! Auch das hätte er gern für unbestreitbar gehalten. Trotzdem erweckten ihm die vergilbten Papiere,

er wäre in Verlegenheit gewesen zu sagen, weshalb, den gegenteiligen Eindruck. Zwischen ihren untertänigen Berichten von Hochzeiten, Geburten, Todesfällen, gestörten Feiern lag so viel Ungesagtes, Unglücknahes, Verhängnisdrohendes?

Franz' magere Phantasie ließ ihn im Stich. Waren sie wirklich glücklich gewesen, seine Vorgänger auf Nummer 10? Er hatte sich nie darum bekümmert. Jetzt hätte er es gern gewusst.

Was an diesen verstaubten Papieren hat mir einen so fatalen Eindruck gemacht?, fragte er sich, als er längst wieder in der Sonne stand. Noch als er im Fiaker saß, um Henriette zu einer Fahrt in den Prater abzuholen, blieben die steifen lebensfernen Worte und die kalligrafierten vergilbten Buchstaben, welche Freude und Tod mit den gleichen Schnörkeln schmückten, verwirrend vor seinen Augen.

Erstes Buch

DER VIERTE STOCK

PRATERFAHRT

Die Räder des Fiakers rollten auf dem Boden der Prater-Hauptallee. Man hörte nichts als den Hufschlag der Pferde im Trab. Weich federte das offene Coupé, der Kutscher brauchte nur mit der Zunge zu schnalzen oder die Peitschenschnur über den Mähnen der beiden Rappen zu wirbeln, und das Tempo blieb schnell.

Sie liebte das schnelle Fahren – es erhöhte das Lebensgefühl, alles zu überholen, Fußgänger und Wagen. Zu dieser Stunde gab es allerdings wenige Spaziergänger und noch weniger Wagen, man war fast allein mit den mächtigen Kastanienbäumen, die beiderseits der breiten, geraden Fahrbahn rosa und weiße Kerzen aufgesteckt hatten. Die Allee entlang, vom Praterstern zum Lusthaus, fuhr man durch ihr Schimmern.

Die Luft roch nach Mai. Veilchen, wild in den nahen Auen wachsend, gaben ihr Süße. Wind, der von der Donau kam, ließ ihre Frische eine Liebkosung sein.

Er sah sie mit dem anhimmelnden Blick an, der sie irritierte.

»Schön die Kastanien?«, fragte sie daher.

»Bist du abergläubisch, Hetti?«

»Ich? Rasend. Warum?«

»Das Ganze ist natürlich ein Unsinn. Aber wie ich heut' dort g'sessen bin und sozusagen unsere Vorgeschichte g'lesen hab' –« Er wusste nicht, wie er es ihr klarmachen sollte. Dann fand er etwas, das sich zumindest erzählen ließ, obwohl es nicht eigentlich das war, was ihn beschäftigte. »Es geht mir nicht aus dem Kopf, dass der Mozart, wie er bei der Einweihung von unsrem Haus die ›Zauberflöte‹ vorg'spielt hat, schon todkrank war. Paar Wochen später ist er gestorben.«

»So?«, sagte sie, woanders mit ihren Gedanken.

»Ah, lächerlich«, antwortete er seinen eigenen. »Was hast du heut' den ganzen Tag g'macht?« Er hatte ihre Hand genommen.

Wie ein Soldat mit seinem Mädchen, fand sie. »Nichts Besonderes. Erst war ich bei der Modistin, dann hab' ich den Papa in die Herrengasse begleitet. Heut' sind Staatsprüfungen.«

»Dann hast du heut' länger Zeit?«

»Bis neun.«

»Fein!«

Die Pferde flogen. Beim Lusthaus, einem Pavillon für Pärchen, hielt der Kutscher, ließ seine Fahrgäste aussteigen – das gehörte zur Praterfahrt. Man fuhr zum Lusthaus und ließ den Wagen dann im Schritt folgen, während man bis zum »Zweiten Rondeau«, einem schattigen Rundplatz unter Kastanien, promenierte.

»Schaust wieder entzückend aus!«, sagte er bewundernd. In ihrer Gegenwart verlor er seine Natürlichkeit, als hemme ihn das Bewusstsein seiner Erscheinung und als trachte er, durch konventionelle Ritterlichkeit zu ersetzen, was ihm an persönlichem Charme fehlte. Dass seine Schmeicheleien banal klangen, nahm er in Kauf.

Sie sah ihn an. Nicht einmal gut angezogen war er! Ein einzelner Überzieher mit so viel Falten! Wenn man ihn verglich – ah, lieber nicht! Eines sprach trotzdem für ihn: Man konnte durch ihn schauen wie durch Glas, Trübes gab es da nichts. Auch nichts Vorgetäushtes. Er würde einen nicht plötzlich im Stich lassen! Der nicht! »Gut, dass ich wenigstens dir gefall'«, antwortete sie.

Er hielt es für ermutigend genug, den Arm um sie zu legen.

»Wirst du nie lernen, dass es ungeschriebene Gesetze gibt? Man sitzt nicht Hand in Hand im offenen Wagen, und man geht nicht *bras dessus, bras dessous* auf der Straße!«

»Woher weißt du das?«, erkundigte er sich sachlich.

»Ich hab' mich erkundigt«, antwortete sie lachend.

»Du glaubst an die ungeschriebenen Gesetze?«

»Ich halt' sie sogar.«

»So? Und mit den geschriebenen – wie steht's damit? Man hat nämlich auch mir etwas erzählt.«

Da er so leicht zu durchschauen war, sah sie sofort, dass hinter dieser beiläufigen Bemerkung ein Vorwurf lag. Sie zögerte, bevor sie fragte: »Was hat man dir erzählt?«

Dabei raffte sie den Rock ihres dunkelblauen Samtkostüms, obwohl er nicht schleppte.

Er genoss es sichtlich, die Oberhand zu haben; das kam zwischen ihnen selten vor. »Aha! Das möchtest gern wissen, was?«

»Nicht die Spur!«

»Dann sag' ich's dir nicht!«

»Wie du willst.«

»Also bitte. Dass du sehr verliebt warst«, erklärte er.

In ihrem Gesicht veränderte sich nichts. Es war von einer Faszination, die auf den ersten Blick anzog. Tiefliegende schwarze Augen (merkwürdig prüfend unter langen Wimpern), sehr weiß leuchtende Haut unter weichem, dunklem Haar, der Mund sinnlich, trotzdem keusch, lachlustig, im nächsten Atemzug streng – Gegensätze. Ihre Lieblichkeit sprang zuerst in die Augen, die Gegensätze kamen dann.

Wie viel weiß er?, überlegte sie. Er kann nichts wissen, sonst benähm' er sich anders. »Steht das in der Vorgeschichte eures Hauses?«, gelang es ihr, unbefangen zu fragen. Sie lachte sogar dabei.

Das oder etwas anderes brachte ihn auch zum Lachen. Er schaute sie von der Seite an, mehr sarkastisch als anhimmelnd. »Also du warst in den Kronprinzen verliebt, Hetti?«

Dumm, rasend ungeschickt, jetzt an dem Veilchenstrauß zu riechen, den er ihr gebracht hatte. Trotzdem tat sie es. »Wer hat dir denn so was eingeredet?«, fragte sie, vernahm die Erschrockenheit der paar Worte.

Er hörte sie anscheinend nicht. »Warum denn: Der Rudolf läuft ja den Weibern nach wie verrückt. Und du bist ein Snob. Pardon!«

Seine gute Laune hatte nicht gelitten. Gottlob.

»Wer hat dir das von mir erzählt?« Sie musste unbedingt wissen, woran sie war!

»Jemand.«

»Wann?«

»Irgendwann. Ich weiß nicht mehr. Vor paar Wochen.«

»Da fragst du mich erst heut'?«

»Ja.«

»So lang' hat's dich nicht interessiert?«

»Interessiert schon. Ich hab' mir nur gedacht, ich heb's mir für den

richtigen Moment auf. Bei den ungeschriebenen Gesetzen ist es mir eing'fallen. Übrigens schon bei den Dokumenten im Grundbuch. Also – ja oder nein? Stimmt's?« Er war stehen geblieben.

Sie ging weiter, ihr Herz schlug so schnell, dass sie Atem holen musste.

»Natürlich nicht! Glaubst du vielleicht, ein Fräulein Stein hätt' Chancen beim Kronprinzen?«

»Es wär' genug, wenn er Chancen bei ihr g'habt hätt'. *Hat* er?« Er wurde dringender.

»Jetzt will ich unbedingt wissen, wer der Idiot war, der dir den Blödsinn eingeredet hat! Oder ist das ein Geheimnis?«

»Absolut nicht! Der Otto Eberhard. Du weißt ja, Wiener Staatsanwälte haben Konfidenten, wenn es sich um Mitglieder des Kaiserhauses handelt.«

»Ich lass' deinen Bruder schön grüßen. Sag ihm, dass er miserable Konfidenten hat! An der G'schicht' ist kein wahres Wort!«

Er hatte sie die ganze Zeit beobachtet. »Merkst denn nicht, dass ich dich nur aufzieh'?«, sagte er schließlich.

Das merkte sie keineswegs. Möglich, dass es nicht sein voller Ernst war. Aber Spaß war es nicht, darauf hätte sie geschworen! »Du glaubst, das hätt' ich dir nicht erzählt – schon um mich interessant zu machen?«

»Auf die Idee wär' ich faktisch nicht gekommen!« Wieder sah er sie von der Seite an. Wieder lachte er. »Wo wollen wir essen? Im ›Dritten Kaffeehaus‹ oder beim ›Braunen Hirschen?‹«

Als sie an einem der runden Tische des »Dritten Kaffeehauses« Platz genommen hatten und die Gaslampen sein Gesicht beleuchteten, legte sie die Hand auf seinen Arm. »Also gut, Franz. Eine Zeit lang hab' ich ihn ang'schwärmt.«

Er hatte die Speisekarte studiert. Das mit Tinte beschriebene lange Blatt hinlegend, antwortete er: »Siehst du! Genau das hab' ich dem Otto Eberhard auch g'sagt! Möglich, dass sie ihn ang'schwärmt hat wie die Backfische auf der Burgtheatergalerie den Sonnenthal! Willst Backhendl oder Wiener Schnitzel?«

»Den Sonnenthal hab' ich auch ang'schwärmt. Das heißt, den schwärm' ich noch immer an! Backhendl.«

»Und den Kronprinzen nicht mehr?«

Mit unwiderstehlicher Treuherzigkeit schüttelte sie den Kopf, auf dem ein Samtbaret mit blau glitzernden Flügeln saß.

»Erdbeer- oder Waldmeisterbowle? Und Krebse natürlich. Wo hast ihn eigentlich kenneng'lernt?«

»Waldmeister, bitte. In einer Gesellschaft beim Chefredakteur Szeps, zu der mich der Papa mitg'nommen hat.«

Er wollte etwas sagen, doch war der Kellner an den Tisch getreten, akkurat gab Franz ihm an, was er wünschte. »Wo der Kronprinz überall hingeh!«, bemerkte er, als der Mann sich entfernt hatte. »Habts ihr zusammen g'sprochen?«

»Viel.«

»War's interessant?«

»Sehr.«

»Hat er dir den Hof g'macht?«

»Eher ja.«

»Hat er dich geküsst?«

»Bist du wahnsinnig! Bei einem Diner, wo der Papa dabei war!« Es klang absolut überzeugend.

»Es muss ja nicht beim Diner g'wesen sein«, sagte er und lachte.

Sie atmete auf. Kein Zweifel, jetzt glaubte er ihr.

Als die Bowle kam, schöpfte er zwei Gläser voll, in denen die Blättchen des Waldmeisterkrautes dufteten. »Prosit!«, sagte er, ihr sein Glas entgegenhaltend.

Sie stieß mit ihm an. »Beichte zu Ende?« Sie hatte auf einen Zug ausgetrunken.

Er nickte.

»Absolviert?«

»Einen Rosenkranz.«

»Danke, Hochwürden.«

»Und einen Kuss!«

»Ungeschriebene Gesetze!«

»Pfeif' drauf!«

»Aber ich nicht.«

»Aha! Du bist halt für das spanische Zeremoniell!«

Da bot sie ihm für eine Sekunde die Lippen.

In dem offenen Pavillon an der Stirnseite des Gartens hatte Blechmusik begonnen. Die Militärkapelle des Wiener Hausregiments »Hoch- und Deutschmeister Nr. 4« führte sie aus, die blau Uniformierten saßen steif hinter Trompeten, Tschinellen und Trommeln, von einem Kapellmeister dirigiert, der die linke Hand mit gespreiztem Ringfinger in der Hüfte hielt. Die blankgeputzten Instrumente blitzten im Widerschein der Lampen; die lyraförmige Programmtafel an der Balustrade zeigte die Nummer 1: »Doppeladlermarsch.«

Sie reichte ihm ihr leeres Glas.

»Das lass' ich mir g'fallen! Prost!«, sagte er.

»Prost!«

Dann wurden die Flusskrebse in einer von Kümmelwasser dampfenden Terrine gebracht, auf deren Deckel ein roter Krebs aus Porzellan saß.

»Warum isst du nicht?«

Sie hatte ihr zweites Glas ausgetrunken. »Ich ess' ja«, behauptete sie und öffnete eine Krebsschere kunstgerecht. In der sanften Benommenheit, die ihr die Bowle zu spenden begann, wurde alles leichter. Vielleicht war es möglich zu vergessen, weshalb sie sich zu dem Mann hier entschlossen hatte, der sie so verzückt ansah – niemandem konnte sie es anvertrauen – keinem auf der Welt! Auch dem nicht, an den sie trotz allem dachte, Tag und Nacht – dem am wenigsten! Hinter ihrer glatten Stirn verschwanden die Zweifel. Was einer will, kann er haben. Kann er festhalten. Auch Ihn! Oh, auch Ihn hätte sie halten können! Nur ein bisschen mehr Mut hätte sie aufbringen müssen, ein klägliches, lächerliches bisschen! Dann wär' jetzt nicht das Fräulein Kaspar an ihrer Stelle! Die brauchte eben keine »Angst vor der Konvention« zu haben! Herrgott im Himmel, weshalb war sie so feig gewesen! Vergeblich wehrte sie sich gegen die Gedanken, die mit der Bowle und der Marschmusik über sie herfielen. Bei dieser selben Musik war sie mit Ihm gesessen – blendende Pläne hatten sie gemacht! »Starrst ins Narrenkastl? Was hast jetzt gedacht?«

»Nichts. Der Musik zug'hört. Hübsch spielen sie. Gib mir noch ein Glas!«

»Du wirst aber einen Schwips bekommen.«

»Ich hätt' ganz gern einen!«

Herb roch der Waldmeister in dem kalten weißen Wein, der leichter zu werden schien, je mehr man davon trank. Die Leute an den Tischen applaudierten, der Kapellmeister verneigte sich und drehte dabei die Spitzen seines Schnurrbarts. Ein Feldwebel legte die Noten für das zweite Stück auf die Pulte, ein Korporal tauschte in der Lyra die Nummerntafel aus, so dass man jetzt die Ziffer 2 sah: »Potpourri aus der Operette ›Die Fledermaus‹.«

»s ist mal bei uns so Sitte, *chacun à son goût!*«, summten die speisenden Gäste ihr Lieblingscouplet. »Soß! Achtung, Soß!«, warnten eilige Kellner, beladene Schüsseln balancierend. »Käs! Salami! Käs! Brot! Torten! Engländer!«, riefen hausierende Verkäufer ihre frische Ware aus. Mit vollen Backen wurde bestellt, sobald die Speisen kamen, sandte man nach neuen. Der Nacht werdende Maiabend gab noch Licht, die üppig blühenden Baumkronen schimmerten, der Himmel zwischen ihnen war hoch und wolkenlos. »s ist mal bei uns so Sitte, *chacun à son goût!*«, schmetterte die Kapelle. Die hier tafelten, schienen einen guten Tag gehabt oder ihn, wenn er schlecht gewesen war, vergessen zu haben; eine Welle Wohlseins überschwemmte den zwielichtigen Garten.

Als sie gespeist hatten, sagte Franz dem Kutscher, sie würden noch auf eine Stunde in den Wurstelprater hinübergehen und ihn um drei viertel neun beim Jantsch-Theater zum Nachhausefahren treffen.

»Jawohl, Herr Baron!«, antwortete der Mann.

Wär' das ewige Vergleichen nicht g'wesen! Auch Er hatte seinem Kutscher gesagt: »Bratfisch, kommen S' nach!« Und der Bratfisch hatte an den Stößer gegriffen und geantwortet: »Jawohl, kaiserliche Hoheit!« Dann waren sie in die Auen gegangen. Er hatte ihr den Arm geboten, der Himmel auf Erden war's gewesen.

Arm in Arm ging Henriette mit ihrem Bräutigam zu den Ringelspielen und Schießbuden. Gellender Lärm! Mit Ihm dagegen war sie ins Schönerer hinübergegangen, in die Stille, wo es Veilchen gab.

Vor den Buden schrien Ausrufer heiser: »Soeben beginnt der Anfang! Guten Abend, der Herr! Guten Abend, die Dame! Sechs Schuss zwei Kreuzer! Will die Dame schießen? Die Dame ist bestimmt eine erstklassige Schützin, die Dame!« Das behaupteten sie von jedem weiblichen Wesen, das vorbeikam, Dienstmädchen oder Gräfin. Und obwohl

Henriette keine Schützin war, glaubte sie ihnen buchstäblich. Sie befand sich in dem Zustand, worin das Wort »unmöglich«, das sie auch nüchtern selten sagte, überflüssig wird. Alles schien möglich. Vielleicht gab Er diese Kaspar auf und kam zu ihr zurück. Warum nicht, Er war rücksichtslos. Der Franz war rücksichtsvoll. Vielleicht würde sie den Franz lieben – die Leute sagten, dass man jemanden lieb gewinnen könne, den man nicht liebte.

Das leichte Gewehr an die Wange legend, visierte sie, wählte ihr Ziel, den Harlekin mit der Trommel, der ein schwarzes Herz auf der Brust hatte und im Herzen einen roten Kreis; dorthin musste man treffen, sie traf. Der Harlekin wirbelte rasselnd die Trommel, Franz rief: »Das ist ja fabelhaft! Ich hab' gar nicht g'wisst, was du für eine Schützin bist!« Sie hatte es selbst nicht gewusst. Dann zielte sie auf ein ausgeblasenes Ei, auf dünnem Wasserstrahl schwebte es bebend hoch und nieder – das Ei zersplitterte. »Der dritte Schuss, die Dame!«, brüllte der Budenbesitzer. »Drei Treffer – eine Butterdose! Was ist das Ziel, die Dame?« Ihr Ziel war die Tür eines Zwergenschlösschens, sie schoss, sie fehlte. Die Butterdose bekam sie nicht, doch eine Medaille aus Blech.

Arm in Arm gingen sie weiter, die Nacht brach schon an. Eine Frau stand am Weg, mit einem Korb voll Maiglöckchen. Er kaufte ihr einen Strauß, sie steckte ihn mit den Veilchen und der Medaille in den Gürtel; dann fuhren sie auf einem Ringelspiel, das »der Kalafatti« hieß: Ein Riesenchinese aus Holz stand als Achse im Zentrum der Rappen, Schimmel und schaukelnden Wagen. Auf einen Schimmel schwang sie sich, er auf einen Rappen: Da sie auf dem weißen Spielpferd im Damensattel saß, fand er, sie sei ein Kind trotz ihrem langen Samtrock. Man darf das eben nie vergessen, sagte er zu sich. Er meinte damit keineswegs, er sei zu alt für sie, vielmehr das gute Recht ihrer Jugend auf den ganzen, unverkürzten Spaß, der ihm in seiner eigenen Jugend vorenthalten blieb. Sonderbar, wie selten sie's einen merken lässt, musste er denken, sie benimmt sich so erwachsen! »Fährst du gern Ringelspiel?«, fragte er zärtlich.

»Schrecklich gern!«

Folglich führte er sie ins »Flohtheater«, einen kleinen Verschlag mit einem Tisch, einer bebrillten Frau dahinter, einem Glaskasten darauf

und einer Petroleumlampe darüber, denn er erinnerte sich, wie vergeblich er, als Bub, gerade das zu sehen gewünscht hatte. »Die Herrschaften kommen zum Rennen zurecht!«, verkündete die Frau, wies mit einer Stricknadel auf den Glaskasten und stellte die Flöhe vor: »Das is der Pepi. Die Marie. Der Rudi. Die Laura. Der Maxl.« Fünf winzige unruhige Punkte. »Los!«, kommandierte die Frau und läutete ein silbernes Glöckchen. Die fünf Punkte setzten sich in schnellere Bewegung. »Alle fünf gut vom Start weg'kommen!«, erklärte die Frau und ermahnte: »Maxl! Net faul sein! Laura, hübsch aufpass'n!« Gleich darauf deutete sie mit der Stricknadel: »Der Pepi wird's machen! Der Pepi is schnell wie der Wind!«

Dass der Floh Pepi schnell wie der Wind sei, brachte Henriette zum Lachen. Sie hätte ebenso weinen können, im Augenblick saß beides ihr locker.

Sie lachte noch in der Kabine des »Riesenrads«. Unmerklich erhob sie sich über den Boden, stieg langsam, sehr langsam empor, bis sie die Stadt überragte. Die weichen Konturen der Waldberge an ihren Rändern konnte man mehr ahnen als sehen; doch die Donau glänzte unter den Brücken und zwischen den Bezirken. Die zitternden Straßenlichter glühten, die unruhigen Sterne oben verschwammen am Horizont in dasselbe Funkeln und Zittern.

»Ich möcht' immer so fahren! Es soll nicht hinuntergehn!«, sagte sie.

»Es wird nicht! Längstens in einem Monat wird zu bauen angefangen. Ich bau' dir ein Zimmer ganz hoch oben. Ja?«

Er versprach ihr's wie einem Kind. Durch die offenen Fenster kam laue Luft und windgetragener wirrer Klang. Je höher das Rad die beiden drehte, desto stiller wurde es. »Ja«, antwortete sie, er konnte in der Dunkelheit nicht sehen, ob sie noch lachte.

Als sie wieder auf dem Boden standen, schlug es neun. Im Trab verließen sie den Prater und fuhren, einer wunderlichen Laune des Kutschers zufolge, ein wenig später am Augartenportal vorbei. »Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer«, lautete die dort angebrachte Widmung des Kaisers Joseph.

VERLOBUNGSBESUCHE

Man machte Verlobungsbesuche, das gehörte zum Verlobtsein und zum guten Ton. Längst hätte er sie seiner Familie präsentiert haben müssen! Aber Franz wusste nicht nur, dass die Bewohner von Nummer 10 fast ausnahmslos diese Heirat missbilligten, sondern in pessimistischen Augenblicken täuschte er sich auch nicht, wie wenig Henriette davon hielt. Bildhübsche Tochter eines berühmten Vaters, die einen viel älteren Mann nimmt; keinen Adonis, wenn auch einen netten, respektablen Menschen (gering dachte Franz keineswegs von sich); immerhin keinen Grafen, Virtuosen, Millionär. Unter solchen Umständen zögerte der Bräutigam, Verlobungsbesuche bei Leuten zu machen, von denen wenig Enthusiasmus zu erwarten war.

Doch länger ließ es sich nicht aufschieben, seine Schwägerin Elsa, Otto Eberhards Frau, hatte ihn mit der Frage überrascht: »Deine Verlobung ischt aufgelöst?« Auf sein perplexes »Warum?« hatte sie geantwortet: »Ich hab' nur g'meint, weil du uns deine Braut so lang nicht bringst!«

Er zog also, wie es sich gehörte, den schwarzen Salonrock an, setzte den steifen runden Hut auf und nahm sogar Handschuhe in die Hand. So fuhr er bei Henriette in der Karolinengasse vor, die für den Anlass ein neues Frühjahrskostüm aus grünschillerndem Moiré trug; auf den ersten Blick fand er es unwiderstehlich, obwohl er beim zweiten voraussah, die Taille würde der Familie zu eng sein; von dem Hut aus Florentiner Stroh nicht zu reden, der, mit künstlichen Blumen und Samtbändern geputzt, riesengroß auf ihrem üppigen Haar saß. Ich hätt' sie halt auf Nummer 10 vorbereiten sollen, fiel ihm ein.

Vom Haupteingang in der Seilerstätte betraten sie das Haus. Henriette war bisher nicht dort gewesen, ein junges Mädchen aus guter Familie durfte ihren Bräutigam nicht in seiner Wohnung besuchen. Als das schwere Eichentor sich öffnete und der Hausmeister (Patzlik hieß er) die Kappe zog, strömte ihr die Kühle entgegen, die hier von hundert Jahren aufgespeichert schien. Sie bedauerte, einen Fächer mitgenommen zu haben.

Bei Tür 7 im ersten Stock läuteten sie zuerst.

»Also, da bring' ich sie euch!«, sagte Franz, nachdem sie in den Salon geführt worden waren. »Das ist mein Bruder Otto Eberhard. Und das ist meine Schwägerin Elsa.«

»Sehr angenehm«, erwiderte der Erste Staatsanwalt, verbeugte sich vor der künftigen Schwägerin, wartete, bis sie ihm ihre Hand reichte, und nahm sie.

»Wir freuen uns«, sagte seine Frau, die geborene Baroness Überacker, drei Finger in die Richtung des jungen Mädchens ausstreckend. Dann zeigte sie auf das Sofa in dem dunkeln, goldbraun tapezierten Raum.

Die Herren ließen sich in Fauteuils nieder.

Schweigen.

Eigentlich sollte jemand zu reden anfangen, dachte Henriette.

»Sie werden im vierten Stock wohnen? Das heißt, bis er gebaut sein wird?«, begann die Frau des Staatsanwalts. Sie war zierlich, eher klein, in ständiger Bewegung und trug viel Schmuck.

Henriette nickte. »Ich hoff', Sie und der Herr Erste Staatsanwalt werden durch das Bauen nicht inkommodiert werden«, sagte sie artig.

»Keine Spur! Da sind die Ottoschen ja längst am Land«, behauptete Franz. Er hätte gern eine Zigarette angezündet, hielt den Moment aber nicht für gekommen.

»Der Franz ist immer generös«, äußerte Otto Eberhard, Mit einem zweideutigen Lächeln vollendete er: »Auf Kosten anderer.«

Für diese Bemerkung begann Henriette, noch so jung, um augenblicklich für oder gegen jemanden Partei zu nehmen, Franz' älteren Bruder zu hassen.

Er setzte verbindlich fort: »Es ist ja weiter nichts dabei! Wird man halt ein bissl mehr Staub schlucken.«

»Das tät' mir leid«, antwortete Henriette, unbewusst den Fächer öffnend, den sie in der Hand hielt.

»Kein Anlass«, sagte der Staatsanwalt.

Der hat mich also bei ihm denunziert!, dachte sie, in seine blauen Augen schauend. Sie beschloss, das Thema Rudolf auf keinen Fall zuzulassen.

Schweigen. Länger diesmal.

»Wo ist denn der Peter?«, entschloss sich Franz zu fragen. »Du möchtest ihn gewiss gern sehn, Hetti?«

»Furchtbar gern«, bestätigte sie, ahnungslos, um wen es sich handle. Es gab so viele fremde Namen hier im Haus.

Frau Elsa klingelte dreimal, ein fetter kleiner Junge erschien, von einer geschnürten Person hereingeführt, die sich exemplarisch gerade hielt.

»*Dites bonjour, Pierre!*«, wünschte die geschnürte Dame, worauf der Junge »*Bonjour!*« sagte und von Onkel Franz ein offenbar zu diesem Zweck mitgenommenes Bonbon bekam. »Siehst du, das hier ist deine neue Tante«, erklärte er ihm dabei. Das Bonbon steckte der Knabe in den Mund, die neue Tante interessierte ihn nicht. »*Pierre!*«, ermahnte die Französin; sie war nicht vorgestellt worden. Frau Elsa, mit der Fußspitze wippend und mit ihren schönen schmalen Fingern auf der Sofalehne trommelnd, sagte: »Benimm dich!«

Henriette fragte auf Französisch, wie alt Pierre sei, und er antwortete, er sei *huit ans*. Ob er schon in die Schule gehe und schreiben und lesen könne, fragte sie ihn nicht, weil sie als Kind solche Fragen gehasst hatte. Da das Bonbon Spuren an seinem Mund zu hinterlassen begann, wechselte seine Mutter einen Blick mit der Gouvernante, der Knabe hatte abermals »*Bonjour, mademoiselle*« zu Henriette und »*Bonjour, papa, bonjour, maman, bonjour, mon oncle*« zu den anderen zu sagen und wurde weggeführt.

»Sie sprechen recht guet Französisch«, anerkannte Frau Elsa, die manchmal ins Tirolerische verfiel.

Der Staatsanwalt erkundigte sich: »Wie geht es Ihrem verehrten Herrn Vater, gnädiges Fräulein? Ich hatte den Vorzug, seinerzeit mit ihm zu arbeiten. Allerdings wird er sich meiner wohl kaum mehr erinnern.«

Da verlor Franz die Geduld. »Also ich kann das wirklich nicht länger anhören! Gnädiges Fräulein! Verehrter Herr Vater! Seids nicht so steif, zum Kuckuck, gebts euch einen Kuss und sagts euch du!«

»Du denkst, jeder ist so burschikos wie du! Vielleicht wäre es Fräulein Stein gar nicht angenehm?«, wendete sich Otto Eberhard an seinen Bruder. Dass er damit sagen wollte, es sei ihm nicht angenehm – diese Möglichkeit streifte Henriette nicht einmal. Sie war viel zu verwöhnt, auch nur zu vermuten, sie könnte den beiden als Schwägerin unwillkommen

sein: Zwischen der Tochter des ordentlichen öffentlichen Universitätsprofessors Stein und dem Enkel des Klaviermachers Alt bestand in ihren Augen kein sozialer Unterschied. Bestand aber einer, dann jedenfalls zu ihren Gunsten! Klaviermacher konnte jeder sein. »Warum? Sehr«, antwortete sie dem Staatsanwalt.

Doch Frau Elsa brachte die Rede auf die unmittelbar bevorstehende Enthüllung des Maria-Theresia-Denkmal und auf die Schwierigkeit, Plätze auf der Nobel-Tribüne zu bekommen. »Es ischt nicht so leicht«, sagte sie vorwurfsvoll, ihre Perlenkette hin und her schiebend. »Sogar für uns!« Man erörterte das Problem. Danach empfahl man sich.

»No?«, fragte Franz, als sie im Hausflur standen. »Wie ham sie dir g'fallen?«

»Gut«, antwortete sie. »Er ist ein hübscher Mensch.« Von ihr war nicht die Rede.

»Umso besser!«, meinte er erstaunt. »Jetzt nimm dich für Nummer 8 zusammen!«

Seine ältere Schwester, Gretel, öffnete ihnen eigenhändig die Tür, eine verblühte, verhärmte, vor der Zeit grauhaarige Frau, die sich vernachlässigte. »Die Bedienerin hat heut' Ausgang«, sagte sie. »Wollts ihr euch einen Moment im Salon gedulden? Ich ruf' sofort meinen Mann. Franz, und auch Sie, Fräulein, bitte, sagts ihm nicht, dass er schlecht aussieht! Er hat wieder einen Anfall gehabt!« Sie hatte das Haar mit einem Kopftuch eingebunden wie Dienstboten beim Aufräumen.

Als sie verschwand, sah Henriette ihren Bräutigam mit einem Blick an, der ihm verzagt vorkam. War es denen schon in der ersten Viertelstunde gelungen, das Mädcl so einzuschüchtern?, dachte er zornig. Aber Henriette war keineswegs eingeschüchtert, es war etwas ganz anderes. Als Frau Paskiewicz die Tür zum Nebenzimmer geöffnet hatte, drang der Geruch von künstlichem Sauerstoff herein, ein erschreckender Geruch. Sie hatte ihn das erste und letzte Mal vor dem Tod ihrer Mutter gerochen.

»Die Gretel ist eine Angstmeierin!«, versuchte Franz die Schwester zu entschuldigen.

Der erschreckende Geruch wurde abermals spürbar, ein Herr in der Paradeuniform eines Dragonerobersten erschien an Gretels Arm. »Ent-

zückt, Ihre Bekanntschaft zu machen!«, begrüßte er Henriette mit weichem polnischem Akzent, schöpfte Atem zwischen den Worten und lächelte mit einem vom Tod gezeichneten Mund. Seine Schönheit war auffallend. »Aber bitte gehorsamst, doch gefälligst Platz zu nehmen!«, ersuchte er. Wieder herrschte dieselbe Sitzordnung, die beiden Damen auf dem Sofa, die beiden Herren auf Fauteuils. »Du hast in unser Haus einen Sonnenstrahl gebracht, Schwager!«, sagte der schöne Oberst.

»Du sollst nicht so viel sprechen, Niki«, warnte Frau Paskiewicz. »Wie findest du ihn aussehen, Franz?«

»Famos«, antwortete Franz trocken.

Henriette sagte: »Der Herr Oberst sieht wirklich sehr gut aus.«

Da blitzte im Blick des Kranken etwas auf, das seine erloschenen Züge belebte. Die Frau bemerkte es. Anscheinend beunruhigte sie sein jetziger Ausdruck noch mehr. So hatte es wohl jedes Mal begonnen, früher, als er gesund gewesen war, mit diesem selben Flackern im Blick. Und nachher waren die Lügen gekommen, die Nachtwachen, die Szenen, die Demütigungen, die armselige Versöhnung. Die verblühte Frau schien es vor Augen zu sehen; alles in ihr, es wurde offenbar, kehrte sich gegen die blühende neue Schwägerin.

»Gnädigste sind zu charmant zu einem Invaliden! Man kann dir faktisch gratulieren, Schwager! Und der Familie dazu! Sie hat diesen strahlenden Frühling dringend gebraucht. Hier im Haus ist's nämlich permanent Winter, Gnädigste!«

»Dank' dir, Niki. Jetzt werden wir euch aber nicht länger aufhalten«, antwortete der Bräutigam wütend. Seine Schwester hatte zu Henriette bisher kein einziges nettes Wort gesagt.

»Absolut ausgeschlossen!«, widersprach der Oberst. »Erst wird Bruderschaft getrunken! Gretel, hab die Gnade und gib uns einen Sherry.«

»Du sollst nicht trinken, Niki«, bat die Frau fanatisch.

»Hast du verstanden?«, befahl der Oberst. Zu den andern sagte er lächelnd: »Sie glaubt, es könnt' mir schaden. Aber das ist ein Aberglaube. Guter Wein schadet nie! Nur schlechter!«

In diesem Augenblick öffnete sich langsam und leise die Tür und ein Kind trat ein, hochaufgeschossen, blass, ein Mädchen, dessen Profil dem des Obersten glich.

»Wer hat dich gerufen?«, fragte Frau Paskiewicz.

»Niemand«, antwortete das Kind.

»Dann geh«, sagte die Frau.

Jedoch der Oberst sagte: »Komm her, Alte!«

Das Kind kam zu den Erwachsenen. Seine großen Augen hingen an jedem Einzelnen.

»Kannst du nicht wenigstens guten Tag sagen?«, fragte Frau Paskiewicz; sie ließ weder ihren Mann noch Henriette aus den Augen.

»Guten Tag«, sagte das kleine Mädchen mit unverkennbarer Angst. Als die Mama vorhin den Papa holte, hatte sie die Worte gehört: »Höchstens eine Sekunde, Niki! Versprich's mir! Du weißt, der Doktor Herz will nicht, dass du herumgehst!« Der Papa hatte es der Mama versprochen, die Sekunde war längst vorbei, und die Stimmen der Eltern klangen beunruhigend. Alles, seit das kleine Mädchen sich erinnern konnte, war beunruhigend.

»Setz dich zu uns, Christl«, sagte Franz zu ihr. Er hatte kein Bonbon für sie.

»Danke«, antwortete das Kind. Es setzte sich auf den Rand eines Sessels.

Inzwischen hatte ihre Mutter den Gästen Sherry eingeschenkt, die Hand zitterte so dabei, dass sie verschüttete. »Man sieht, du bist aus der Übung!«, bemerkte ihr Mann.

»Kein Glas für dich? Und nimm endlich diesen Fetzen vom Kopf!«

»Du weißt, dass ich nicht trink'«, antwortete sie fast unhörbar, nahm aber das Tuch ab. Heute früh hatte Hausarzt Dr. Herz ihr erklärt, der Herr Oberst müsse, wenn das Asthma nicht nachlasse, regungslos zu Bett bleiben; jede Bewegung könne ihm schaden. Doch der Mann hatte darauf beharrt, aufzustehen, sich zu rasieren und seine Paradeuniform anzuziehen, um diese aufgeputzte Jüdin in sich verliebt zu machen!

»Du wirst dir jetzt einschenken und mit uns anstoßen!«, hörte sie ihn drohend sagen.

Mit weißem Gesicht starrte das Kind die Mutter an: Sie hatte das Kopftuch auf einen Sessel gelegt und schenkte sich ein.

Der Oberst war aufgestanden. Kerzengerade aufgerichtet, schlug er

die Hacken seiner Lackschuhe zusammen, an denen Silbersporen klirrten. In seinem Kavalleristenton sagte er: »Ich erhebe« (»erhebe« klang es) »mein Glas auf die neue Partei in unserem Haus, die charmante junge Dame, die uns die Ehre erweist, der Familie anzugehören! Hoch soll sie leben, hoch soll sie leben, dreimal hoch!« Er stand da wie in alten Tagen, das gefüllte Glas erhob. Die letzten Worte sang er.

»Danke«, sagte Henriette erregt.

»Dank' dir vielmals, Niki«, sagte auch Franz, der mitgesungen hatte.

»Gestatten?«, fragte der Oberst und ging auf Henriette zu, ungestützt, aufrecht. Eine Spur Röte überflog seine Wangen. Gewandt verschränkte er seinen Arm mit ihrem, sie tranken zugleich. Dann zog er sie an sich, berührte ihre Lippen. »Servus, du!«, sagte er dabei. Sie hörte, wie mühsam sein Atem ging.

»Servus«, wiederholte sie.

»No. Und die Damen untereinander?« Es galt seiner Frau.

»Wir sagen uns ohne Zeremonie du«, sagte Henriette schnell an ihrer Statt.

Die verblühte Frau nippte mit verpressten Lippen. »Grüß' dich, Henriett'«, flüsterte sie. Man hörte es kaum.

»Grüß' dich, Gretel«, sagte die Braut.

Das Kind, das sich bisher nicht gerührt hatte, lächelte erleichtert.

»Ich beneide dich!«, gestand der Oberst, Franz zum Abschied die Hand schüttelnd.

Während sie in den zweiten Stock hinaufstiegen, musste Henriette denken, dass dieser Mann mit den grauen Schläfen, an denen die Adern bei jedem Wort hervortraten, so daliegen würde, wie die Mama dagelegen war. Seine Frau würde sich furchtbare Vorwürfe machen, nicht besser zu ihm gewesen zu sein, genau wie sie selbst sich furchtbare Vorwürfe gemacht hatte, der Mama noch im letzten Moment widersprechen zu haben. »Du bist ein schlimmes Mädel!«, hatte die Mama fast im letzten Moment zu ihr gesagt.

Sie standen auf dem Korridor des zweiten Stocks, Franz suchte den Schlüssel zu den Gesellschaftsräumen.